

DIE SCHRECKEN DES "FRIEDENS" ...

Die Nachkriegskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Band VII/12

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei

Die Lebensbedingungen der enteigneten deutschen Bevölkerung nach Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung in Hultschin

Erlebnisbericht des Bauern N. N. aus Hultschin (x005/209-213): >>Die Lebensbedingungen waren nach dem Einmarsch der Roten Armee und Übernahme der Verwaltung durch die Tschechen sehr in Frage gestellt. Die erste Zeit gab es überhaupt keine Zuteilung von Lebensmitteln. Diejenigen, die nicht geflüchtet waren und sich mit Vorräten versorgt hatten, kamen über diese Zeit hinweg. Anders war es mit den zurückgekehrten Flüchtlingen. Die standen nun vor einem Nichts und waren auf die Wohltaten von Bekannten angewiesen. Erst nach zwei bis drei Wochen setzten kleine Zuteilungen ein, die kaum einen Tropfen auf den heißen Stein ausmachten.

Sämtliche Personen sind durch den Kommissär vom tschechischen Arbeitsamt erfaßt worden und in Kolonnen zu Aufräumarbeit und landwirtschaftlichen Arbeiten in den Domänen zugeteilt worden. Auch die Bauern mußten mit ihren Gespannen in den Domänen mitarbeiten. Dies alles unentgeltlich und auch ohne Lieferung der notwendigsten Lebensmittel. Die Tschechen sind alle in Ämter und zur Aufsicht, ohne Rücksicht darauf, ob sie imstande waren, ihren Dienst zu versehen, eingeteilt.

Nach und nach sind die Zuteilungen an Lebensmitteln größer geworden. Selbstverständlich haben alle Tschechen die Zuteilung an Lebensmitteln voll erhalten. Für die Deutschen gab es Lebensmittelkarten mit dem deutschen Aufdruck in Kurrent "Deutsche, Deutsche", die nur ein Bruchteil von den tschechischen waren.

Im Juli setzten die Enteignungen bei den nicht geflüchteten Deutschen ein. Bei den Geflüchteten war das Eigentum schon bevor sie zurückkamen enteignet. Viele von denen haben dann Unterkunft bei den Eltern ihrer Dienstmädchen gefunden.

Es erschien unverhofft eine Kommission mit Gendarmerie und hat alles vorhandene Inventar aufgenommen. Hauptsächlich wurde nach Bargeld, Sparkassenbüchern und Schmuck gesucht. Die Eigentümer konnten sich von dem Notwendigsten, außer dem Vorgenannten, nur soviel mitnehmen, was sie unter dem Arm tragen konnten. Unter Assistenz der Gendarmerie mußten sie nun ihr Eigentum für immer verlassen.

Die Betroffenen sind nun alle in Lagern untergebracht worden. Mehr als eine Woche lang ist ihnen keine Verpflegung zuteil geworden. Nur was ihnen mitleidige Verwandte und Bekannte heimlicherweise brachten, hat sie am Leben erhalten.

... Männer kamen ins frühere Russenlager im Sägewerk. Da kamen öfters in den Nächten tschechische Soldaten aus der Kaserne und mißhandelten die Männer in sadistischer Weise. In den letzten Tagen des August ist dann die Küche eingerichtet worden, in der es meist nur dünne Kartoffelsuppe gab. Doch gab es in der Bevölkerung noch wohlthätige Leute, die heimlich die Internierten mit Lebensmitteln versorgten.

In derselben Zeit ist auch ein Lagerverwalter eingesetzt worden mit Namen Dolezal. Dieser war wegen verschiedener Vergehen und Verbrechen während des Krieges im KZ. ...

Die "Lidova Strana" (tschechische "Volkspartei") in Hultschin hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Internierungslager im Hultschiner Ländchen aufzuheben und die Internierten freizulassen. Es war ihr auch schon soweit gelungen, dieses beim Ministerium in Prag durch-

zusetzen. Das Ministerium hatte zugesagt. Doch ... der Verwalter Dolezal mit anderen Verbrechern arbeitete dagegen und hat selbst die Reise nach Prag nicht gescheut, um die Zusage des Ministeriums zu vereiteln, was ihm auch leider gelungen ist.

So sind die Lager auch im Hultschiner Ländchen erhalten geblieben. Dolezal, von uns mit dem Spitznamen "Lord" genannt, ließ es nun an Schikanen nicht fehlen. Wie er es im KZ gelernt hatte, so gab er es jetzt seinen Pflegebefohlenen mit noch größerer Brutalität zu spüren. Unter anderen Quälereien ließ er auch mitten in der Nacht die Insassen im Hemd, wie sie geschlafen hatten, antreten und stundenlang stehen und frieren.

Die Internierten sind zu verschiedenen Aufräumungsarbeiten und Notstandsarbeiten herangezogen worden. Hauptsächlich zur Räumung der gesprengten Oppa-Brücke in Hultschin. Es haben sich verschiedene tschechische Gewerbetreibende auch Fachleute ausgesucht und beschäftigt. Verschiedene Verwandte der Internierten, die Schwiegereltern und dergleichen beantragten auch diesen und jenen zur Aushilfe in der Ernte und zu sonstigen Arbeiten. Dies ist auch in den meisten Fällen bewilligt worden.

Doch nachher kam das dicke Ende. Dolezal verlangte für die geleistete Arbeit ein Entgelt, das in keinem Verhältnis zur geleisteten Arbeit stand. Die meisten sind dann in die größte Verlegenheit geraten, weil sie die geforderten Beträge überhaupt nicht aufbringen konnten. ...

Außer den Internierten waren ... verdächtige Personen im Gerichtsgefängnis Hultschin eingesperrt. Dieses war so stark überfüllt, daß selbst alle Korridore belegt waren und einer dicht neben dem anderen liegen mußte. Die Belegschaft war fast zehnmal so groß als der normale Stand. Da der Platz nicht ausreichte, wurde ein Teil der Gefangenen als Nachtgäste in das Internierungslager gebracht. Da mußten die Gefangenen zu zweien in einem Bett schlafen. Tagsüber wurden die Gefangenen zur Zwangsarbeit eingeteilt.

Unter diesen befand sich auch der deutsche Rechtsanwalt Dr. K. Dieser litt an einer schweren Magen- und Darmkrankheit. Als krank gemeldet, hat ihn der Arzt Dr. Havlicek in Krankenhauspflege überwiesen. Dies mußte der Kreisarzt genehmigen, doch der hatte ihn als arbeitsfähig für leichtere Arbeit befunden. Dr. K. mußte nun wieder, anstatt ins Krankenhaus, mit den anderen zur Arbeit. Da ist er aber nach kurzer Zeit zusammengebrochen und mußte nun doch ins Krankenhaus geschafft werden, wo er dann am nächsten Tag gestorben ist ...

Gegen Ende September ist das Frauenlager im Dominium aufgelöst worden. Drei bis vier ältere Frauen sind entlassen und mit nichts ihrem Schicksal überlassen worden. Frauen mit Kindern und ältere, arbeitsunfähige kamen ins Lager Hilweti-Hof bei Bolatitz und Krawarn. Die Arbeitsfähigen kamen nach Ostrau ins Lager und wurden dort zu verschiedenen Arbeiten herangezogen.

Anfang Oktober erfolgte wieder eine neue Aktion. Alle Parteifunktionäre, Ortsbauernführer sowie auch verschiedene Bürgermeister und Amtsvorsteher aus dem Ländchen wurden in der Grube Petershofen zur Zwangsarbeit zusammengezogen und im früheren Kriegsgefangenenlager hinter Stacheldraht gesteckt.

Es wurden zwar alle auf Grubentauglichkeit untersucht, doch hat ein Ingenieur, ich glaube Rzeczek mit Namen, über die Untersuchungsergebnisse hinweg fast alle Leute zu Untertagsarbeit eingeteilt. Ich war ... grubenunfähig erkannt, und mußte als fast 60jähriger Mann trotzdem in die Grube einfahren. Es gab einige vernünftige Steiger, die auf die alten, gebrechlichen Leute Rücksicht nahmen und ihnen entsprechend leichte Arbeit zuwiesen. Doch es waren auch ... Steiger, die je nach Laune rücksichtslos vorgingen. Nach getaner Untertageschicht mußten wir noch jeden Tag zwei Stunden zusätzlich über Tage arbeiten.

Der Lagerverwalter, ein Grubenbeamter, der das Lager nur nebenbei verwaltete, war im Gegensatz zu dem Hultschiner Verwalter ein sehr vernünftiger Mann. Von ihm gingen keine Schikanen aus, und er duldete auch von anderer Seite keine, soweit es in seiner Macht stand. Einige Wachmannschaften erlaubten sich jedoch in besoffenem Zustand einige Übergriffe.

Die Beköstigung war der schweren Arbeit gegenüber unzureichend. Es wäre wohl einigermaßen ausreichend gewesen, wenn man alles Zugeteilte nur für uns verwendet hätte. Es ist meistens in andere Kanäle geflossen, z.B. Verschiebungen durch die Wachmannschaft, das Küchenpersonal usw. Zum Kochen waren Frauen angestellt, die Frauen waren in zwei Schichten eingeteilt. ...

Als Lohn wurde für die Internierten der niedrigste Tarif in Anwendung gebracht. Es mußten jedem Internierten pro geleistete Schicht 10 Kc in bar ausgezahlt werden, ohne Rücksicht darauf, ob sein Monatskonto mit Plus oder Minus abgeschlossen war. Ich hatte ein Bruttoverdienst im Monat etwa 1.600-2.300 Kc. ... Ich hatte nur in einem Monat einen Überschuß von 80 Kc, diese sind meiner Frau überwiesen worden, alle anderen Monate wurden mit Minus abgeschlossen.

Es wurde jeden Tag, ob Sonntag oder Feiertag, gearbeitet. Lediglich am ersten Weihnachtsfeiertag hatten wir frei und durften zur Heiligen Messe ... in der Betriebshalle. Am Weihnachtsabend und Silvester ist je ein Hektoliter Bier vom Betrieb aus gestiftet worden. Am Weihnachtsabend konnten wir uns auch Christbäume besorgen und Weihnachten nach deutscher Art begehen. Dies wurde auch ausgiebig mit deutschen Liedern ausgenützt. Es ist auch ... einigen wenigen und Linientreuen ... erlaubt worden, den Weihnachtsabend in der Familie zu Hause zu verbringen. Diese, es waren nur internierte Bergleute, konnten erst bei eintretender Dunkelheit weg und mußten in der Früh noch vor Tageshelle zurück sein. ...

Im Februar war ich vom Steiger für die Holzzufuhr im Vorort eingeteilt. Dies war eine schwere Arbeit, in ständigen Kohlenstaubwolken eingehüllt, was ich nicht vertragen konnte. Auf Grund dessen meldete ich mich krank und bat den Arzt, mich auf über Tage zu versetzen.

Der Arzt war ein vernünftiger Mann, aus Smolkau, einer tschechischen Gemeinde in der nächsten Nähe von Beneschau, stammend und mit den Verhältnissen im Hultschiner Land gut bekannt. Dieser erklärte mir: Ich weiß, ihr alten Großväter seid noch gut, hinter dem Ofen zu sitzen, eine Pfeife zu rauchen und höchstens noch die kleinen Kinder in der Wiege zu schauen, aber nicht um in der Grube zu arbeiten und noch dazu unter Tage! Ich habe volles Verständnis dafür, aber was soll ich nun mit euch machen? Jetzt eben habe ich von der Direktion den Auftrag erhalten, unter keinen Umständen einen Internierten zur Arbeit über Tage zu versetzen ... -

Er hat mir das Schreiben vorgelesen und trotzdem noch versucht, mich zur Arbeit über Tage zu versetzen. Es ist auch gelungen, ich wurde als Aushilfe dem Gärtner des Betriebsleiters zugeteilt. Bemerke noch, daß diese Beschäftigung vorher ein internierter Arzt, Dr. S., gebürtig aus Buslawitz, innehatte. Der Gärtner, auch ein vernünftiger Mann, hat mich sehr gut behandelt.

Seit Neujahr begannen Vernehmungen der Internierten durch den Richter Dr. Palla aus Hultschin, der zweimal in der Woche auf der Grube erschien. Da den meisten nichts Straffälliges nachgewiesen werden konnte, sind viele nach und nach entlassen worden. Mehrere wurden aber vor das Volksgericht Troppau geschleppt und auch bis (zu) 15 Jahren Kerker verurteilt. Ganz besonders scharf ging man gegen frühere Angehörige des Freikorps vor.

Meine Entlassung erfolgte im März 1946.<<

Die Internierungsaktionen in Jägerndorf Anfang Juni 1945, Verhältnisse im Internierungslager, Zwangsarbeit im Witkowitz Eisenwerk

Erlebnisbericht des Kaufmanns und ehemaligen Stadtrats Hubert Sch. aus Jägerndorf (x005/214-219): >>Am 4. Juni 1945 habe ich eine Transportgruppe von Jägerndorfer Leidensgefährten zusammengestellt, und wir marschierten über Berggeist, Römerstadt und Freudenthal mit beladenen Handwagen nach Jägerndorf. Einzelreisende gab es nicht, weil man Überfälle und Beraubungen fürchtete. Gelagert haben wir in den Wäldern, und in drei Tagen

waren wir in Jägerndorf.

Kaum in Jägerndorf angelangt, verspürten wir schon die veränderte Heimat. Es war der 5. Juni 1945. Die Partisanen durchzogen die Straßen, durchwühlten das Gepäck und bedrohten die ankommenden Rückkehrer. Es traute sich niemand in sein eigenes Haus, weil die meisten Häuser schon von Tschechen besetzt waren. Viele Häuser waren entweder ausgebrannt, demoliert, kriegsbeschädigt oder geplündert!

Truppweise wurden die armen Eingeschüchterten zu ihren Wohnungen begleitet. Als ich zu meinem Haus kam, fand ich dort eine ganze Schlange Menschen, und als ich fragte, was da los wäre, wurde mir mitgeteilt, daß in meinem Haus das tschechische Wirtschaftsamt untergebracht worden sei und pro Kopf und Tag 100 g Brot ausgegeben werden. Meine Frau und ich fuhren mit einem Handwagen und Gepäck in den Hof. Ich mußte zum tschechischen Leiter des Wirtschaftsamtes bitten gehen, ob ich in meine Wohnung hineingelassen werde.

Als ich mich genau legitimierte und auch von Zeugen bestätigt wurde, daß ich zum Haus gehöre, ließ man mich in meine Wohnung. Leider war es nicht so leicht, in die Wohnung hereinzukommen, weil die Schlösser demoliert waren. Als wir endlich die Tür aufbrachen, sahen wir die Bescherung. Die ganzen Kästen, Schreibtisch, Kredenz usw. erbrochen, viele Sachen entwendet und die Möbel demoliert. Trotz dieses bösen Anblickes waren wir glücklich und froh, in unserem Heim zu sein. Wir machten uns an die Arbeit, brachten alles in Ordnung und lebten von der Substanz, weil wir uns gar nicht heraustrauten, denn überall wurden wir schwer belästigt.

Sechs Tage später, also am 13. Juni 1945, mußte ich zur Post, und als ich heimging, sah ich am Rathausplatz eine Masse Partisanen aufmarschieren, und von Bekannten wurde mir im Laufschrift zugerufen, daß jetzt am Rathausplatz das Standrecht für Jägerndorf verkündet würde. Der Schrecken und die Angst waren groß, aber trotzdem hatte man an das Schrecklichste nicht gedacht, weil man sich in der Heimat unter den eigenen Leuten etwas sicherer fühlte, d.h. sicherer zu sein glaubte.

Mein Bestreben war, auf die schnellste Weise mein Haus zu erreichen, und ich lief. Bei der Kirchengasse erwischten mich die Partisanen und trieben mich in die Pfarrkirche. Dort waren schon circa 50 Leidensgenossen versammelt, und weitere kamen ... Es hieß, nach Beendigung der Standrechtsverkündung werden wir wieder entlassen. Inzwischen war es 12.30 Uhr mittags geworden. Auf einmal ging die Tür auf, es kamen 7 Partisanen mit Gewehren auf den Schultern herein, durchsuchten und verprügelten die Frauen und schickten sie heim, und wir Männer wurden zu einer Kolonne zusammengestellt und auf die Polizeiwachstube ins Rathaus geführt.

Wir dachten zu irgendeiner Einvernahme, und so standen wir gedrängt bis 7.30 Uhr abends in einem Winkel der Wachstube. Endlich wurde einer zu einem Verhör vorgerufen, das bis 8 Uhr abends dauerte. Auf einmal brach der Beamte ab und sagte zu den Partisanen, daß er zum Nachtmahl gehen wolle und man soll die Leute nach Hause schicken. Dagegen protestierten die Partisanen, und wir wurden alle in den Polizeiarrest getrieben.

Im Keller angelangt, wurde einer nach dem anderen überfallen und fürchterlich verprügelt und sodann in die Zellen geworfen. Wir waren zu viert in einer kleinen Zelle, dort gab es nichts anderes als zwei Holzpritschen und einen zerrissenen Laufteppich zum Zudecken. Wir waren hungrig, zerschlagen und voller Angst ... Wir legten uns auf die Pritsche immer zu zweit und deckten uns mit den Teppichfetzen zu.

Wir dachten, jetzt würden wir Ruhe haben, könnten ausschlafen und würden am nächsten Tag doch zur Einvernahme kommen und sodann entlassen werden. Wir hatten uns aber sehr getäuscht! Alle zehn Minuten kamen immer zwei andere Partisanen in die Zelle und lehrten uns neue Methoden: Wenn die Partisanen hereintraten, mußten wir die Arme hochheben und dabei in tschechischer Sprache melden: "Wir danken unserem Führer Adolf Hitler, dem Chachar

(Chachar ist ein Ostrauer Schimpfname für Gauner), daß wir da sind!"

Wenn einer verprügelt wurde, mußten wir sagen: "Wir danken für die Auszahlung!" Wer es in tschechischer Sprache nicht geläufig und schnell genug melden konnte, wurde nochmals ... verprügelt. So ging es bis 3 Uhr früh. Am nächsten Tag um 7 Uhr früh begann schon wieder dieselbe Qual. Um 11 Uhr vormittags kamen wieder zwei Partisanen, brachten einen Kübel Wasser, und da konnte sich jeder ein Glas Wasser zum Trinken herausschöpfen und bekam 300 g Brot.

Nachmittags um 5 Uhr wurden wir alle herausgeholt, im Hof zusammengestellt und auf die Wachstube geführt. Wir wußten nicht, was mit uns geschehen wird. Unsere Gedanken gingen bis nach Sibirien. Auf einmal wurde der Befehl gegeben, wir sollten uns die bereits abgegebenen Hüte, Hosenträger und die abgegebenen Tascheninhalte nehmen. Wir griffen mit Freuden zu, die Augen leuchteten. Wir wiegten uns in der Hoffnung, daß wir vielleicht doch zu Hause kommen. –

Daheim vergingen die Frauen in banger Sorge um ihre Männer und Angehörigen und liefen herum, um etwas zu erfahren, aber alles blieb vergeblich. –

Als wir alle fertig waren, wurde kommandiert, in Zweierreihen aufzustellen. Rechts um, vorn und hinten je ein Partisane und sodann: Marsch! Jetzt erkannten wir erst, daß wir verloren waren. Wir marschierten gegen die Troppauer Straße. Wohin ging es? war die bange Frage.

Die uns begegnenden Landsleute getrauten sich nicht einmal, zu uns aufzublicken, weil sie fürchten mußten, von den Partisanen angefallen zu werden. Unauffällig hörten wir den Ruf eines Vorübergehenden: "Ins Lager!"

Jetzt erst erhielten wir Kenntnis, daß es ein Lager gab. Auf der Troppauer Straße, gegenüber dem Gasthof "Sonne", in den sogenannten Panzerbaracken, war ein Lager errichtet. Zuerst hieß es Lager für politische Häftlinge, sodann Arbeitslager für politische Gefangene und schließlich Internierungslager für Deutsche. Es wurde je nach der Auslandsstimmung gewechselt.

Im Lager eingerückt, sahen wir schon Tausende Jägerndorfer ... und weitere Transporte ankommen. Wir wurden dort bei der Lagerkanzlei aufgestellt, die Bewachung wich nicht von unserer Seite, und so warteten wir eine ganze Stunde. Auf einmal bemerkten wir, daß die Partisanen verschwunden waren. Da gab ich das Signal, ebenfalls auseinander zu gehen; und (wir) mischten uns unter die anderen Volksgenossen.

Ein Entweichen aus dem Lager war unmöglich, weil die Tore und Zaun von Partisanen besetzt waren und ein jeder sofort erschossen wurde, der es gewagt hätte, auszubrechen. In einem Konzentrationslager konnte es nicht ärger sein. –

Nacheinander wurden wir zur Registrierung in die Kanzlei getrieben, dort mußten wir Uhren, Geld, Wertsachen und Messer abgeben, und sodann wurde uns eine Barackenbehausung angewiesen. Vielfach lagen wir immer zwei zusammen auf einem Lagerbett. Parteifunktionäre, SA und SS kamen in Extrabaracken hinter Gitter und wurden dreimal täglich auf den nackten Körper mit Gummiknütteln geschlagen, bis sie oft zusammenbrachen. Die armen Gequälten schrien oft Tag und Nacht vor Schmerzen. Viele haben die Zeit nicht überlebt, und viele wurden wahnsinnig. Ein gewisser H., welcher beim Baizar (Leichenbestattung in Jägerndorf) angestellt war und wahnsinnig wurde, ist auf freiem Platz innerhalb der Baracken von Partisanen erschossen worden.

Die Zucht im Lager war ärger als in einem Kasernenhof, und man hörte den ganzen Tag nichts anderes als das Gebrüll der Partisanen, immer nur Kommandos: Antreten! Ohrfeigen, Kolbenhiebe, Schläge, und Blutende. Überall Zimmerkommandanten, Gruppenkommandanten, Arbeitskommandanten. Die Kommandanten waren Deutsche, und wenn sie nicht die Befehle der Partisanen befolgten, wurden sie geschlagen oder hinter Gitter gesteckt und wie Schwerverbrecher behandelt.

Ich ging mit einer Arbeitsgruppe zur Arbeit und mußte die Jägerndorfer Schulen und Turnhallen reinigen. Es war eine schwere Arbeit, aber wir gingen gern, nur um den Lagerqualen zu entgehen. Die ersten drei Tage bekamen wir nichts zu essen und behalfen uns dadurch, daß wir zu Leidensgefährten betteln gingen. Viele, die direkt aus ihren Wohnungen kamen und frisch eingewiesen wurden, brachten immer einige Lebensmittel mit. Am vierten Tag bekamen wir am Abend 1/2 Liter Kartoffelsuppe. Später erhielten wir täglich in der Früh 1/2 Liter schwarzen Kaffee, mittags und abends 1/2 Liter Kartoffelsuppe und 1.300 g Brot. Arbeitsgruppen erhielten nach einem Monat sodann 20.000 g Brot.

Vierzehn Tage dauerte es, bis meine Frau durch Zufall etwas von mir erfuhr. - In Jägerndorf waren drei Lager. Eines auf der Troppauer Straße, eines am Burgberg (früher Arbeitsdienstlager) und eins auf der Leobschützer Straße in den neuen Wohnhäusern der Panzer-Unteroffiziers-Wohnungen. Später wurde es so eingeteilt, daß auf der Troppauer Straße das Arbeitslager und auch das Straflager, auf der Leobschützer Straße das sozialdemokratische Arbeitslager und am Burgberg das Aussiedlungslager war.

Die Jägerndorfer Bevölkerung wurde restlos aus den Wohnungen getrieben.

Ich arbeitete gerade vor der Realschule und hielt vor der Schule in den Anlagen Rast, als meine Frau und Schwiegertochter wie von Gott geschickt vorbeigingen, und da haben wir uns wieder das erste Mal gesehen. Meine Frau war herzleidend und bekam auf ärztliche Anweisung die Bewilligung zur häuslichen Pflege, und so konnte sie in der Wohnung bleiben.

Sie brachte mir später eine Decke, Rucksack mit etwas Wäsche, Eßschale und Löffel. Jetzt konnte ich mich beim Schlafen zudecken, Wäsche wechseln und mit dem eigenen Geschirr essen. Bisher mußte ich immer warten, bis mir ein guter Nachbar die Eßschale und Löffel borgte.

Es war unglaublich, Tag und Nacht ist man aus den Kleidern nicht herausgekommen. Die Lagerstätte war eine sehr große Garage für Panzerautos, der Fußboden war betonierte, und auf ausgebreitetem Stroh lagen wir einer neben dem anderen. Die Frauen mit den Kindern blieben in den Baracken.

Nach zwei Monaten, als wir wieder abends angetreten waren - das Antreten erfolgte täglich, es wurden immer Arbeitssklaven wie auf einem Viehmarkt ausgesucht - rief auf einmal der verhaßte Partisanen-Lagerkommandant: "Alle Lehrer, Beamte und Kaufleute hervortreten!" Selbstverständlich mußte ich auch hervortreten, wir wurden alle aufgeschrieben und nach dem Alter gefragt. 9 Mann der Ältesten, darunter auch ich, wurden beiseite gestellt, angeblich zu alt; und nun hörten wir durchsickern, daß die Ausgesuchten nach Witkowitz ins Eisenwerk als Schwerarbeiter kommen sollten.

Am nächsten Morgen, als sich herausstellte, daß 100 Mann gebraucht wurden und nur rund 60 Mann aus der Gruppe der Beamten, Lehrer und Kaufleute dort waren, mußten auch wir 9 Mann und andere halbwegs Entbehrliche aus anderen Arbeitsgruppen mit. Wir wurden in Lastautos verladen und rasch zur Bahn geführt. Dort sind wir in offene Eisenbahnwaggons umgestiegen und mit diesen nach Witkowitz befördert worden.

In Witkowitz wurden wir von der Werksmiliz empfangen, in die Werkskasernen geführt, in Arbeitskolonnen eingeteilt und am nächsten Tag, unter Aufsicht der Werksmiliz, mit Gewehr bewaffnet, zur Arbeit getrieben. Um 4 Uhr früh war Tagwacht, um 5 Uhr 1/2 Liter Kaffee schwarz, mittags 1/2 Liter Suppe, abends 1/2 Liter Suppe und für den ganzen Tag 300 g Brot. Um 5.30 Uhr sind wir zur Arbeit abmarschiert, um 6 Uhr mußten wir beginnen, und um 2 Uhr nachmittags war die Schicht aus.

Sodann sind wir wieder in die Kaserne marschiert. Dort angekommen mußten wir uns waschen, putzen, Zimmertour machen, Wäsche waschen usw., und da blieb nicht viel Zeit zum Atmen. Einmal in 14 Tagen durften wir eine Karte in tschechischer Sprache an die Familie schreiben. Sie wurde zensiert und falls jemand etwas Unrichtiges schrieb, wurde er verprügelt.

Unrichtig geschrieben hieß auch, wenn man über Hunger klagte, daß es ihm nicht gut gehen würde und man schwer arbeiten müßte.

Ich mußte mit einem zweiten Kameraden täglich innerhalb der Achtstundenschicht 12 Waggon (120.000 kg) Kohle, Kies, Kalkstein, Koks oder Schamott und manchmal auch Eisenerz ausladen. Es war fürchterlich, denn wir waren erstens eine solche Arbeit nicht gewöhnt, und litten zweitens unter der schlechten Kost und dem großen Hunger.

Nach einem Monat wurde ich schwer krank, bekam geschwollene Beine bis herauf zum Magen, die Haut ... ist geplatzt. Wasser ist aus Löchern herausgelaufen, Schuhbänder und Socken sind mir an den Füßen verfault, um die Löcher an den Beinen bildeten sich Geschwüre und Rotlauf.

Zur ärztlichen Visite wurde ich nicht zugelassen. Als ich nicht mehr gehen konnte, bin ich zur Arbeit nicht mehr angetreten und meldete mich krank. Ich hatte riesig aufgeschwollene Geschlechtsteile und Hungerödeme (Wassersucht!). Nach zwei Tagen wurde ich auf einem Handwagen von zwei Arbeitskameraden und unter Bewachung eines Milizmannes mit geschultertem Gewehr ins "Lazarett für Deutsche" nach Mährisch Ostrau geführt.

Dieses Lazarett für Deutsche war ein Schweinestall. Ein demoliertes früher gewesenes deutsches Gasthaus (P.), im Saal aufgestreutes Stroh, und dort lagen die Kranken und Toten gepreßt nebeneinander wie die Heringe. Bei der Einlieferung wurde ich untersucht, und es wurde auch noch neben den aufgezählten Krankheitserscheinungen eine Nierenentzündung festgestellt. Ich war ein Wrack, zum Skelett abgemagert (früher 250 Pfund und damals nur noch 110 Pfund).

Da jeden Tag mehrere gestorben sind, wurde eine Überprüfung des Lazaretts angeordnet, und es kam eine Kommission mit einem Amtsarzt von der Mährisch Ostrauer Polizeidirektion. Der Amtsarzt stellte bei mir fest: "Auf Grund obiger Krankheiten unheilbar und dauernd arbeitsunfähig!"

Infolgedessen wurde ich sofort entlassen und in häusliche Pflege geschickt. Ich hatte immer Fieber und wurde immer elender. Bemerken möchte ich noch, daß ich gleich den zweiten Tag im Lazarett 186 Läuse aus meiner Wäsche herausgeklaubt habe. Diese hätten mich aufgefressen, wenn mich der Arzt nicht mit Quecksilbersalbe eingeschmiert und ich mir ein Lager auf den Sesseln gemacht hätte.

Allgemein wurde verbreitet, daß ich schon gestorben sei, und diese Nachricht wurde auch meiner Frau zugetragen. Endlich, vier Wochen nach der Konstatierung durch den Amtsarzt Dr. Odersky, wurde ich nach Hause geschickt. Zu Hause eingetroffen, bekam ich noch Angina und nach ein paar Tagen eine choleraartige Ruhr mit Darmkrämpfen und Blutabgang. Dieser Zustand währte drei Wochen. Dr. Kiesewetter, welcher heimlich zu mir kam (zu einem Deutschen durfte der Arzt nicht ins Haus kommen!), hatte mich aufgegeben, aber schließlich haben doch seine bescheidenen Mittel geholfen.

Der feste Willen zum Gesundwerden und die gute Pflege zu Hause haben mich alles überstehen lassen. Lange Monate mußte ich liegen, bis ich mich langsam erholte. Danach ging ich in den ersten Wochen immer auf einem Stock gestützt spazieren. Am 12. April 1946 wurde ich schließlich mit einem Transport von 1.200 Personen nach Bayern ausgesiedelt.<<

Verhältnisse im Internierungslager Jägerndorf in den Jahren 1945/46

Erlebnisbericht der A. J. aus Jägerndorf im Sudetenland (x005/219-221): >>Anfang Juni 1945 kamen ganz plötzlich die tschechischen Partisanen, stark bewaffnet, mit der Uhr in der Hand, und brüllten: "Raus, ihr verfluchtes Pakasch, binnen einer Minute auf der Straße antreten oder es wird geschossen!"

Wir hatten das Glück, wenn man es so nennen kann, in unserer Wohnung zu bleiben, hatten jedoch keine ruhige Stunde mehr, da ... in unseren Häusern die Russen ein- und ausgingen

und im naheliegenden Maschinenamt kampierten. Auch die tschechischen Spürhunde gaben keine Ruhe und suchten Deutsche, trommelten bei Nacht an Fenster und Türen, schimpften, fluchten und trieben die Menschen bei Nacht aus ihren Wohnungen hinaus.

Am 3. oder 4. August 45, es war ein Samstagnachmittag, klingelte es ganz stürmisch an unserer Wohnungstür. Es war ein ganz einfacher Eisenbahner, ein Tscheche in Zivil schrie meinen Mann an, wieso wir als Deutsche uns unterstehen, noch in der Wohnung zu sitzen. Er würde uns schon helfen, denn er brauchte die Wohnung für zwei Junggesellen. Er hatte ein Staberl in der Hand, riß alle Türen auf, lief von einem Zimmer ins andere und schlug mit dem Stecken auf alle Tische, warf mir die Steppdecke in die Höhe und sagte: "So ein verfluchtes Gesindel hat so eine Decke, ich habe so etwas schon zehn Jahre nicht mehr gesehen."

Da wir beide ... genügend Tschechisch konnten, verstanden wir jedes Wort, was er sagte. Daraufhin sagte er: "Jetzt fahre ich mit dem Rad auf die Polizei und hole euch in paar Minuten, wehe euch, wenn ihr einen Fluchtversuch macht. Draußen steht einen Aufpasser, der wird euch schon Luft machen." In unserer Verzweiflung begannen wir uns schnell umzukleiden und brachten drei Koffer, in welche ich unsere besten Sachen gepackt ... hatte, ... zu einer Tschechin namens Panoch, welche bereits im selben Haus über uns wohnte, eine Kassette mit meinem ganzen Schmuck, ein Kuvert mit 1.800 RM Bargeld und mehrere Paar neue Seidenstrümpfe. Sie versprach uns, die genannten Gegenstände aufzuheben, bis wir zurückkehren würden. Kaum war dies geschehen, war auch schon unser Peiniger da und wir konnten nur das, was wir am Leibe hatten, mitnehmen. So hatten wir nicht einmal ein Handtuch oder ein Stückchen Seife.

Der Kerl ... brachte uns in das Jägerndorfer Lager; damals nannte es sich Straflager für politische Häftlinge, später Internierungslager und vor unserer Aussiedlung Arbeitslager. Dort sperrte man uns wie Schwerverbrecher hinter Gitter. ... Dort saßen schon mehrere Frauen, auch mit Kindern, bereits seit zwei Monaten. Sie erzählten mir von den ausgestandenen Mißhandlungen und Schrecken. Wir hatten nur vier Strohsäcke, stellten sie in der Mitte der Baracke zusammen auf die Erde, legten bloß die Oberkörper darauf, die Füße mußten auf dem Fußboden bleiben.

Ich konnte vor Schreck und Grauen weder schlafen noch das schäbige Essen hinunterbringen, welches die ganzen 10 Monate morgens aus schwarzem ungezuckerten Kaffee bestand. Mittags (gab es) eine elende Kartoffelsuppe aus Wasser und zerkochten Kartoffeln, ohne Salz und Fett. Abends (bekamen wir) wieder schwarzen Kaffee und 120 g Brot, oft nur 100 g. ...

Eine 55jährige Frau (Lehrerin) ... wurde furchtbar geprügelt. Sie bekam 35 Riemenhiebe, viele Ohrfeigen - eine Zahnprothese wurde ihr dadurch beschädigt - und das Haar wurde ihr ganz kurz geschoren, so mußte sie sich vor dem Stacheldrahtzaun zur Schau stellen. Ich sah noch die Striemen und darauf die dicken Krusten auf ihrem Oberkörper; die Striemen waren noch nach zwei Monaten deutlich erkennbar.

Neben unserer Baracke ... befand sich der Prügelraum. ... Wir hörten, wie die Schläge und Fußtritte hageldicht fielen. ... Die Geprügelten durften keinen Ton von sich geben, sonst erging es ihnen noch schlechter. Uns standen vor Schreck und Grauen die Haare zu Berge. Als dann endlich die 5 Schergen herauskamen, wischten sie sich den Schweiß vom Gesicht, Hals und Kopf. So erging es noch vielen im Lager. ...

Am 5. Tag meiner Gefangenschaft ... wurden ich und andere mit Eskorte zur Polizei zum Verhör gebracht. Da ich jedoch nichts verbrochen hatte und nicht in der Partei war, wurde ich ... ins Freilager entlassen. Doch hier begann erst die richtige Hetzjagd.

Täglich um 7 Uhr früh war ... großer Sklavenhandel. ... Da suchten sich die Tschechen (Arbeitskräfte) zum Rackern aus. ... Viele wurden zu schwerer Arbeit ins Innere der CSR verschickt. Fiel ein unterernährter Mensch um, kam der tschechische Arbeitgeber ins Lager, um sich zu beschweren, so daß es abends beim Appell noch Ohrfeigen und Kinnhaken gab. Die

alten Männer fielen um wie die Mehlsäcke. ...

Hudec, der damalige Kommissar, war ein Sadist der schlimmsten Sorte. Hudec ersann stets neue Teufeleien, um uns zu quälen und ließ uns fast keine Minute in Ruhe. Mich schickte er mit meinen 60 Jahren im Oktober Kartoffeln klaben. Ich hatte einen furchtbaren Katarrh, die Kälte schüttelte mich und die Nase floß ... Im Winter verbot Hudec, ... warmes Wasser aus Küche und Waschraum zu holen. Die Kleinkinder sollten im beschädigten Waschraum im eiskalten Wasser gebadet werden. ... Diesen Tyrann holte eines Tages die Kriminalpolizei ab, da er das den Deutschen gestohlene Gold unterschlagen hatte. Er ... wurde jedoch nach einigen Wochen freigelassen und ist später Direktor im Schlachthaus geworden.

Nach 10 Monaten Lagerhaft wurden wir am 8.6.46 ausgesiedelt. ...<<

Verhältnisse im Kreis Jägerndorf in den Jahren 1945/46

Erlebnisbericht der Bäuerin Elisabeth P. aus Seifersdorf, Kreis Jägerndorf im Sudetenland

(x005/223-228): >>Das Vieh wurde ... zusammengetrieben. Es wurde im Lager gefüttert und gemolken. Eine Stunde pro Tag hatten wir dann Erlaubnis, zu Hause das Kleinvieh zu füttern. Man näherte sich furchtsam seiner Behausung, denn alle Haustüren mußten offen sein, der Schlüssel mußte dem Kommissar abgegeben werden. Bei uns hatten auch in der vergangenen Nacht die Russen fürchterlich gehaust, das geheilte Pferd war weg, auch ein Kalb, das Kabel vom Elektromotor und die Kalesche. In Küche und Haus sah es schrecklich aus. Die Geldtasche, die mein Mann versteckt hatte, lag leer herum. Man hatte sie gefunden. Die letzte Butter, die ich noch gemacht hatte, war auch verschwunden. Wir waren noch ein- bis zweimal zu Hause, dann wurde es verboten.

Es wurden überall die Häuser nach Waffen durchsucht. Wir schafften unsere Kleider und die Wäsche zu unserer Schwiegermutter, die als 82-jährige kränkliche Frau zu Hause bleiben konnte. Zwölf Tage mußten wir im Lager bleiben, dann konnten die meisten nach Hause gehen, bis auf einige Männer, die dann ins Gefängnis eingeliefert wurden. Unter ihnen war auch mein Mann. Weshalb, das weiß ich bis heute nicht, ist er doch niemals verhört oder vor ein Gericht gestellt worden.

Zu Hause hatten wir vor allem Ordnung zu machen. Es war ja alles auf den Kopf gestellt. Dann wurde das Vieh verteilt, das die Russen übriggelassen hatten. Wir bekamen nur 2 Kühe.

...

Es war nun höchste Zeit, Gras und Klee zu mähen, doch es gab keine Zugtiere. Ich mußte mit geborgten Ochsen und Pferden mähen und einfahren. Wir mußten halt immer warten, bis jemand die Zugtiere entbehren konnte. ... Nun kamen einzelne Tschechen, um den Hof zu besichtigen. Sie fanden alles "prima", wie sie sich ausdrückten. Ich mußte sie immer gut verpflegen.

Eines Abends kamen dann zwei, Vater und Sohn, die blieben gleich über Nacht und die ganze Woche. Ich mußte ihnen alle Felder zeigen, bis dann die Frau kam und der Kommissar uns abends um 9 Uhr sagte, daß ich mit den Kindern bei der Schwiegermutter wohnen müsse und den Hof jetzt diese Leute übernehmen würden, alles andere wäre im Auszughaus vorhanden. Nun war es so weit, nun konnten wir gehen! Was blieb uns anderes übrig? So räumten wir unsere Habseligkeiten vollends hinüber, ahnten nicht, daß wir in zwei Tagen auch dort hinausgesetzt werden würden.

Wir waren gerade beim Mittagessen, als mehrere ... Tschechen kamen. Sie sagten, daß dies Haus jetzt ihnen gehören würde und wir uns hinausmachen sollten. ... Meiner Schwiegermutter sagten sie, es gäbe genug Lager für uns. Unsere Nachbarn nahmen uns gerne auf, leider mußten wir das meiste in dem Haus zurücklassen. Nur wenige Kleider, Wäsche, Schuhe, etwas Geschirr und ganz wenige Betten, auf vieles Bitten für die Schwiegermutter das Bettgestell, gaben sie uns heraus. Alles andere blieb im Haus zurück. Sie versprachen uns, sobald

der Kommissar hier gewesen wäre, mehr zu geben. Ich hatte mich an ihn gewandt mit der Bitte, mir meinen Wintermantel herauszugeben und Strümpfe und Pullover für die Kinder, doch ich habe nichts erreicht.

Nun kamen öfters Gendarmen oder Kommissare und Tschechen unsere Habe besichtigen und durchsuchen, ob wir nicht am Ende noch viele Lebensmittel, besonders Fleisch und Speck hätten, unsere Besatzung hatte scheinbar noch zu wenig vorgefunden. Man kam überhaupt nicht mehr zur Ruhe und mußte schon in der Frühe Angst haben, was der Tag wieder bringen würde. Nach kurzer Zeit mußte ich noch einmal zu einem anderen Nachbarn übersiedeln. Es hatte sich auch hier ein Liebhaber gefunden, der bald einziehen wollte.

Wir arbeiteten in der Ernte auf unseren Feldern. Unser Getreide (es war in diesem Jahre besonders schön) erntete ein anderer "Herr".

Am 20. August erhielt unser ältester Sohn, ein 14jähriger, nicht besonders starker Junge, abends die Aufforderung, sich am nächsten Tag mit Rucksack und Arbeitskleidung bei der Gendarmerie zu stellen. ... Wir gaben ihnen dann noch ein Stück das Geleit. Ich war nicht die einzige, die ihrem Jungen nachweinte. ...

Nach längerer Zeit kam Post. Der Junge schrieb, daß er in einer Kohlengrube in Mährisch Ostrau unter Tage arbeiten mußte. Sie arbeiteten von früh um 6 Uhr bis 2 Uhr nachmittags, dann gab es Essen, nachher arbeiteten sie noch im Lager bis abends. Ich fragte mich nur immer, ob er das aushalten würde, und betete täglich zu unserm Herrgott, er möge ihn nur gesund erhalten.

Von meinem Mann bekam ich nun auch Nachricht. Er war auch in Mährisch Ostrau, in einem anderen Lager. Er arbeitete abwechselnd bei der Bahn oder auf Bauten.

Nun gesellte sich zu den Sorgen um Mann und Kind noch eine andere, nämlich die Sorge ums tägliche Brot, hatte ich doch noch drei schulpflichtige Kinder zu versorgen. Ich mußte mir deshalb Arbeit verschaffen, wo ich Geld verdienen konnte. Ich ging deshalb auf die Försterei, um im Wald zu arbeiten. Dort wurde ich aus Mitleid aufgenommen, doch mußte von unserem Kommissar die Einwilligung geholt werden. Dieser schlug sie mir kurzerhand ab, er meinte: "Ihr werdet jetzt genug Arbeit auf der Straße bekommen."

Am Abend wurde ich aufgefordert, mich nächsten Morgen um 7 Uhr mit Hacke und Schaufel im Oberdorf einzufinden. Hier war eine ganze Kolonne von Frauen und Männern beschäftigt. Wir mußten Rasen hacken und hauptsächlich Steine klopfen. Die Straße war löcherig und mußte gebessert werden.

So ging das einige Wochen, dann wurde gesprochen, daß wieder ein Transport aus unserem Dorf fortkomme. Wir fragten unseren Straßenmeister. Er meinte, das wären junge Leute für einen Arbeitseinsatz. Ich ging nächsten Morgen ruhig zur Arbeit, als ein Bote auf mich zukam und mir ein Schriftstück reichte, wo neben vielen anderen Namen auch der meine und der meiner Kinder stand.

Wir sollten uns in zwei Stunden am Dorfausgang einfinden mit Rucksack, Decken und Verpflegung für zwei Tage. Nun mußten wir auch fort. Wir packten in Eile ... einen Rucksack, dann noch Decken und ein kleines Polster, auch ein Eßgeschirr, was man eben tragen konnte. Das andere mußten wir zurücklassen; es wäre ja auch zwecklos gewesen, mehr mitzunehmen, weil doch im Lager das Beste weggenommen wurde. Unsere Hausfrau wollte mir die meisten Sachen nachschicken, doch schon am nächsten Tag kam leider ein Gendarm und der Tscheche unseres Hofes holte alles weg, was wir zurückgelassen hatten, auch die Betten. Nun hatten sie alles, was sie wollten.

Nach einem Tag im Lager in der Kreisstadt Jägerndorf wurden wir am Abend in Kohlenwagons geladen und abtransportiert. Niemand wußte, wohin es ging. Am nächsten Tag erfuhren wir in Olmütz, daß es gegen Kolin in Böhmen gehen sollte. Der Zug stand oft Stunden und halbe Nächte. So sind wir 3 Tage gereist. Von Kolin ging es noch weiter bis Kohl Janowitz,

wo wir an einem Sonntag im strömenden Regen ankamen. Es ging jetzt zum Arbeitsamt. Die Kinder und ich kamen auf einen Gutshof. ... Naß bis auf die Haut, zogen wir unserem Arbeitsplatz entgegen. Unsere Rucksäcke wurden auf einem Wagen verstaut, obenauf stand ein Kinderwagen unserer Verwandten, die ein 4 Wochen altes Kind bei sich hatten. Endlich waren wir am Ziel. ...

Der Wagen wurde vor einer Tür angehalten, aus der es nach Hühnerdreck und Mist roch. Hier sollten wir wohnen. Seit dem Morgen waren schon 3 Mädchen in dem Stall beschäftigt, den Dreck zu beseitigen, doch es war ihnen bis zum Nachmittag noch nicht gelungen. Wir halfen, so gut wir konnten. ... Es gab Flöhe, ... auch Wanzen gingen an den Wänden spazieren. Diese Räume hatten vor uns Karnickel, Hühner und Gänse beherbergt. Der Fußboden wurde gewaschen, dann wurde ein Lager aus Stroh bereitet, auf das wir uns müde ausstreckten. Wir hatten ja 3 Tage nicht geschlafen.

Am nächsten Tag wurden ein paar Bettstellen aus rohen Brettern angefertigt, so daß wir nicht mehr auf dem Boden liegen mußten. Die Mäuse rannten uns über das Gesicht, sie sind später sogar in die Betten gekommen. Es wurden uns auch Kleider zerfressen.

Auf dem Hof gab es viel Arbeit, es war Ende September, da lag noch Mischling und Senf, das meiste Grummet (Gras) war noch nicht gemäht ... Dann kamen erst die Kartoffel und Rüben dran, gesät war auch noch nichts. So ist es Dezember geworden, bis der Kartoffelacker reingekackert wurde, und bei einem Schneewetter, daß man keine drei Schritte sehen konnte, mußten wir die Kartoffel herausklauben. Ich habe mich nur gewundert, daß wir nicht krank geworden sind.

Es war Winter geworden. Wir hatten keine Federbetten und nicht viel warme Kleidung. Die Post brauchte sehr lange, bis man Antwort ... aus der Heimat erhielt. Es sollte ja alles tschechisch geschrieben werden. Wir konnten es aber nicht. Oft waren wir ganz verzweifelt. ... Wir sollten uns ohne dringenden Grund ... nicht aus dem Gehöft entfernen, das "N" auch bei der Arbeit tragen, und schreiben durften wir bloß einmal im Monat. ... –

Solange es halbwegs ging, mußten wir draußen arbeiten. Als die Abende länger wurden, mußten wir noch Federn bis nach 22.00 oder 22.30 Uhr schleifen. Die Beleuchtung war eine schlechte Petroleumlampe. In unserer Stube hatten wir meistens gar kein Licht. Petroleum war sehr knapp. Die Kinder mußten deshalb immer in der kalten, finsternen Stube sitzen und waren oft schon vor Langeweile ohne Nachtmahl eingeschlafen. Die 13jährige Tochter stopfte oder strickte jeden Tag für die "gnädige Frau". Manchmal mußte sie auch beim Dreschen helfen.

Unser Essen war fast ganz fleisch- und fettlos, auch sehr wenig Zucker gab es. Früh erhielten wir Kaffee mit 2 Schnitten Brot, mittags meistens Kartoffeln mit einer fürchterlichen Soße, abends Kartoffeln mit Wassersuppe ohne Brot. Von dem, was die Herrschaft aß, will ich lieber schweigen. Das Weihnachtsfest stimmte uns sehr traurig. Die einzige Freude war, daß ich am Heiligen Abend von meinem Mann Post bekommen hatte. ...

Ganz unerwartet bekam ich ... von meiner Schwester ein Telegramm, ich möchte schleunigst zurückkehren, denn die Familien würden zwecks Ausweisung zusammengeschlossen. Das Arbeitsamt erteilte die Bewilligung zur Bahnfahrt und Heimreise, so fuhren wir am 19. Februar früh ab und kamen abends ... in Freudenthal an. ... Ich borgte mir ... bei Verwandten in der Stadt einen Handwagen aus. Nun fuhren wir im Schneegestöber 2 Stunden oder länger nach Milkendorf, wo meine Mutter und Schwester wohnten. Gleich am Anfang hörten wir schon, daß die Gemeinde mit Slowaken besetzt und der größte Teil der deutschen Bevölkerung schon ausgewiesen worden war.

Wir wohnten nun im Hause meiner Mutter. Die Schwester gab mir von dem wenigen Hausrat, was sie noch an Betten und sonstigen Sachen hatte. Sie hatte ja auch fast alles verloren. Andere Verwandte teilten ebenfalls mit uns, obwohl sie es jetzt selbst nötig brauchten. ... Mein Mann kam zurück. Er war durch ein Telegramm angefordert worden. Es fehlte noch der Jun-

ge, denn er wurde nicht freigegeben. Aus seinem Lager wurde niemand entlassen. Wir entschlossen uns deshalb, selbst ... dort hinzufahren. Dazu mußte man eine Bewilligung haben. Diese war schwer zu bekommen. Mit viel Mühe und Ausdauer erreichten wir es doch, und wir 4 Mütter fuhren ins Lager, um unsere Jungen zu besuchen. Hofften wir doch, sie mitnehmen zu können.

Das Lager war sehr streng bewacht. So durfte mein Mann, der ihn zweimal besuchen wollte, nicht mit ihm sprechen. Ich wurde in die Kanzlei geführt und durfte im Beisein des Tschechen mit dem Jungen sprechen. Er war ganz erstaunt, mich hier zu sehen. Ich erklärte ihm nun schnell den Sachverhalt. Dann fragte ich den Beamten, ob es möglich wäre, den Jungen freizugeben. Er schickte mich zum Arbeitsamt, das eine Stunde entfernt war. Als ich dort ankam, war es geschlossen.

Es dunkelte bereits, als ich im Lager war. Im Lager bat ich, mich dort nächtigen zu lassen. Ich wußte nicht wohin. Nach vielen Bitten führte man mich zu den Küchenfrauen, die mir gerne ein Bett überließen. Mitten in der Nacht wurde an die Tür geschlagen. Alle wurden ausgefragt, ob man nicht bemerkt hätte, daß Leute durchgegangen wären. Ich sah dann den Jungen abends beim Essenholen und früh um 4 Uhr. Dann mußte er in den Schacht fahren. ...

Die Kleider der Jungen (hatte man) vorn und hinten mit einem großen "N" bemalt und ihnen die Schuhe abgenommen. Die Behandlung war schlecht, es wurde bloß gebrüllt. Mein Weg führte dann noch einmal zum Arbeitsamt, wo ich meine Bitte vortrug. Man schickte mich von einem Zimmer ins andere, bis ich im 2. Stockwerk mit einem schroffen "Nein!" entlassen wurde. Das drang mir tief ins Herz. Sollte ich denn meinen Jungen wirklich zurücklassen müssen? Es war unmöglich.

Wir machten dann noch verschiedene Gesuche und ruhten nicht eher, bis ein Bekannter, der Tschechisch konnte, den Jungen Ende Mai heimbrachte, so daß endlich die gesamte Familie zusammen war.

Wir mußten nun zusehen, wo wir etwas Geld verdienen konnten. Ich ging mit den Kindern in der Baumschule arbeiten, mein Mann mußte auf dem Besitz meiner Schwester das Feld bestellen, ackern und säen, weil der erste Slowake schon abgehauen war, nachdem er das Haus vollends ausgeplündert hatte. Beinahe hätte mein Mann gar nichts für diese Arbeit bekommen. Wir sollten als Entschädigung von unseren Sparbüchern Geld abheben können. Das ging jedoch nicht, weil wir in einer anderen Gemeinde waren. So mußte ihm doch etwas bezahlt werden.

Nach der Erntearbeit haben wir auf den Bahnhöfen Holz verladen, wobei wir etwas mehr Geld verdienten, so daß wir uns Geschirr für die Aussiedlung kaufen konnten. Ich war zwar, so schwer es mir auch wurde, zu den Tschechen auf unseren Hof gegangen, um einige Sachen zu bitten, doch was sie uns gaben, war nicht der Rede wert.

Wir wurden dann im Juni ausgewiesen und mußten unsere geliebte Heimat verlassen, die uns kein anderes Land ersetzen konnte.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Freiwaldau im Mai 1945, Zustände in den tschechischen Arbeitslagern Adelsdorf und Thomasdorf sowie im Internierungslager Troppau

Erlebnisbericht des Dr. W. M. aus dem Kreis Freiwaldau im Sudetenland (x005/228-233):

>>Am 8.5.1945 sind die ersten russischen Truppen in Freiwaldau eingezogen, die der Bevölkerung vom ersten Tag an durch gelegentliche Verhaftungen, Plünderungen und Schändungen einen Vorgeschmack der völligen Rechtlosigkeit und Vogelfreiheit beibrachten.

Schon drei Stunden nach dem Erscheinen der Truppen sind zwei russische Kommissare in Begleitung mehrerer Frauenspersonen in die Wohnung meiner Schwiegermutter am Ringplatz in Freiwaldau gekommen, die Männer, in stark alkoholisiertem Zustand, haben sich mit ihren Freundinnen - sagen wir - mehr als ungeniert benommen, der eine zwei Stunden lang in einem

Zimmer eingesperrt; und nur dem mutigen, anständigen Verhalten einer der Frauenspersonen war es zu danken, daß die ganze Gruppe nachher unter Mitnahme von Damenkleidern, einer Taschenuhr, einem Präzisionsfernglas, einem Necessaire und derlei Kleinigkeiten abgezogen und meine Familie persönlich unbehelligt geblieben ist.

Die im Laufe der nächsten Wochen anfangs nur zögernd folgenden, später die ganze Gegend überflutenden Tschechen haben sofort Internierungslager für Deutsche (aus der Stadt Freiwaldau und die umliegenden Gemeinden) in Ober-Thomasdorf und Adelsdorf und in Jauernig errichtet. Am laufenden Band wurden Verhaftungen, zunächst nur männliche Einwohner, vorgenommen und Wohnungen samt der Einrichtung beschlagnahmt. Den ... Beraubten wurden unzulängliche Wohnräume angewiesen und viele Familien auch wiederholt im Ortsgebiet umgesiedelt. ...

Gelegentlich der fortwährenden Militärstreifen und Hausdurchsuchungen (einmal nach Waffen, dann wieder nach Ferngläsern, fotografischen Apparaten und dgl. oder zur zwangsweisen Rekrutierung von Arbeitskräften, namentlich weiblichen für alle möglichen, meist schweren und erniedrigenden Verrichtungen) ist von der Soldateska, was ihr in den durchsuchten Wohnungen gefiel, samt den zur bequemeren Wegschaffung dienlichen Koffern, Aktentaschen und derlei Behältnissen, einfach mitgenommen worden.

Alle Deutschen, männlich und weiblich, sind verpflichtet worden, weiße Armbinden mit einem "N" (Nemci = Deutsche) zu tragen und jeden uniformierten Tschechen zu grüßen. Es ist ihnen verboten worden, irgendwelche Verkehrsmittel (auch Pferdefuhrwerke und Fahrräder) zu benutzen. Die Fahrräder mußten abgeliefert werden. ...

Ferner ist den Deutschen ohne Ausnahme untersagt worden, nach 9 Uhr, später sogar 8 Uhr abends, auf Straßen oder öffentlichen Plätzen zu verweilen. In allen gewerblichen Betrieben wurden sofort sog. Nationalverwalter eingesetzt. Nur die deutschen Eigentümer und Angestellten, soweit sie zur Weiterführung der Geschäfte absolut unentbehrlich schienen, sind geduldet worden. ... Auf die fachliche Eignung der neuen Verwalter kam es dabei nicht an, im Gegenteil.

Im August 1945 mußten alle Barbeträge in Reichsmark abgeliefert werden, und sie sind in der Folge pro Kopf und Monat und auch dies nur unter Schwierigkeiten und Schikanen freigegeben worden. Bei den Hausdurchsuchungen und bei der Beschlagnahme von Wohnungen sind schon vorher ansehnliche Barbeträge und Einlagebücher völlig willkürlich kassiert worden.

Die ... Internierungslager haben sich rasch mit Häftlingen aller Altersklassen und Berufsstände gefüllt, wobei die nackte Habsucht nach dem deutschen Besitz mit den nichtigsten Vorwänden bemäntelt wurde. Trotz drakonischer Maßnahmen ... sind sehr bald Nachrichten über die dort herrschenden fürchterlichen Zustände durchgesickert. Das ... Thomasdorfer Lager war binnen kurzem für die Bevölkerung ein grauenvoller Begriff, in dem die Häftlinge von der Lagerwachmannschaft brutal mißhandelt, einige in der unmenschlichsten Weise zu Tode gequält und sang- und klanglos verscharrt worden sind.

Entsetzliche Martern hatte ein ehemaliger Ortsleiter der NSDAP zu erdulden, der darüber wahnsinnig geworden und schließlich bestialisch erschlagen worden ist. Dabei hatte die allerdings fanatische Gesinnung des Betreffenden vorher ausschließlich deutschen Volksgenossen viele Unannehmlichkeiten bereitet. Sicherlich haben darunter aber keine Tschechen gelitten, die es während der ganzen Amtsführung des so unmenschlich Behandelten in Freiwaldau kaum gegeben hat. Ein anderer Häftling, der auch eine Zeitlang Ortsleiter war ... und auch ... keinem Tschechen etwas zuleide getan hat, ist ohne ersichtlichen Grund beiseite geräumt worden.

Ein Rechtsanwalt, als Antifaschist und Verteidiger in Volksgerichtsprozessen bekannt, ist in das Internierungslager gebracht worden, da in der zu seinem Haus gehörigen Garage deutsche Polizeiwaffen gefunden worden sind. Diese Garage war viele Monate vorher von der deut-

schen Polizei beschlagnahmt worden, deren Angehörige bei dem fluchtartigen Verlassen von Freiwaldau den Garagenschlüssel mitgenommen hatten, so daß der verhaftete Rechtsanwalt von dem Vorhandensein der Waffen in seiner Garage überhaupt nichts wissen konnte. Mehrere Wochen nach der Internierung ist er mit fünf anderen Lagerinsassen, deren angebliche Verfehlungen mir nicht bekannt sind, eines Tages aus dem Lager weggeführt und im Wald umgebracht worden.

Von den Tschechen in den Abend- oder Nachtstunden veranstaltete Schießereien, haben zum Anlaß und zur Begründung der gegen die Bevölkerung und die Lagerinsassen verübten Brutalitäten, Bedrohungen und Schikanen gedient. Etwa im August 1945 ist das berüchtigte Thomasdorfer Lager aufgelassen und mit dem Lager in Adelsdorf vereinigt worden, was damals von der Bevölkerung schon als eine Erleichterung empfunden worden ist, obwohl auch dort eine rohe und brutale Behandlung vorherrschte und die Lagerinsassen ohne Rücksicht auf ihr Alter und ihren körperlichen Zustand zu den schwersten Arbeiten gezwungen wurden. Die Wegnahme von guten Kleidern und Schuhwerk und die Ersetzung durch gänzlich minderwertige und unzulängliche Kleider war allgemein üblich.

Erst im Spätherbst 1945 haben sich nach der Übernahme der Lagerleitung durch einen Gendarmerieoffizier etwas gemäßigtere Formen der Menschenbehandlung herausgebildet, es ist aber trotzdem noch im April 1946 vorgekommen, daß Häftlinge aus Irrtum, übler Laune oder Mutwillen mit Fußtritten oder Faustschlägen ins Gesicht traktiert worden sind.

Die im November 1945 noch erträgliche, für Schwerarbeiter aber auch damals schon völlig unzureichende Kost hat sich dann von Monat zu Monat rasch verschlechtert, so daß alle Lagerinsassen in erschreckendem Maße abgemagert sind und nach der Entlassung ein gefährliches Untergewicht aufwiesen. Die sanitären Verhältnisse waren niederschmetternd. Bei dem mangelhaften Ernährungszustand war die Anfälligkeit gegen entzündliche Eiterungen ... sehr groß, die besonders an den Händen oft aufgetretenen Phlegmonen konnten mangels der erforderlichen Hilfsmittel nicht fachgemäß behandelt werden und haben in zahlreichen Fällen zum Verlust von Fingergliedern geführt.

Schon im Herbst 1945 ist auch ein Internierungslager für weibliche Häftlinge eingerichtet worden, dessen Angehörige unter der Unterbringung an sich, durch die Heranziehung zu schwerster Arbeit, unter der Kälte und schlechter Ernährung unbeschreiblich zu leiden hatten und grausamen Mißhandlungen ausgesetzt waren, so daß man die Betroffenen oft weithin schreien und stöhnen hörte.

Für die Richtigkeit dieser Angaben, die teils auf meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, zum Teil auf Mitteilungen verlässlicher Leidensgefährten beruhen, übernehme ich persönlich die volle Bürgschaft.

Vom Lager in Jauernig ist mir bekannt, daß auch dort ein von Haß und Grausamkeit erfüllter Geist geherrscht hat, der sich oft über den unglücklichen Lageropfern austobte, ohne daß ich davon Einzelheiten berichten kann.

Ich selbst bin am ... 13.12.45 in das Arbeits- oder Interniertenlager nach Troppau überstellt worden. ... Die für die Unterbringung von rd. 1.200 Personen verwendeten Holzbaracken waren räumlich gänzlich unzureichend und völlig verwandt. Ich selbst habe mit 7 Zimmergefährten ... allnächtlich 300 bis 800 Wanzen erledigt. Die meist mit Holzwolle gefüllten "Strohsäcke" waren überwiegend schlecht gestopft, hart und entsetzlich unsauber. Eine Reinigung oder Nachfüllung war praktisch unmöglich. ...

Bis zum Neujahr 1945/46 stand für mehrere hundert Personen ein Wasserhahn mit der dazugehörigen Ausgußschale als einzige Waschgelegenheit zur Verfügung, die vor dem Appell am Morgen natürlich umdrängt war und dem einzelnen kaum mehr Reinigungsmöglichkeit bot, als sich mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und Gesicht und Finger damit zu benetzen. Die Toiletten waren ständig in einem skandalösen Zustand, der auch durch die Unzulänglich-

keit dieser Vorkehrung bedingt war. Erst zu Beginn des Jahres 1946 ist durch die Bereitstellung einer neuen Baracke mit mehreren primitiven Klosettanlagen und einem Dusch- sowie 3 Waschräumen - sogar mit heißem Wasser - eine Besserung eingetreten.

In den überaus engen, von den zweistöckigen Bettgestellen gänzlich ausgefüllten Zimmern gab es keinerlei Schränke, so daß der Strohsock auch für die Unterbringung der wenigen Habseligkeiten (Rucksack, Schachtel, Koffer) und der Brotration dienen mußte. Die Kost bestand morgens und abends aus einer Schale schwarzen Kaffees, mittags aus einer kleinen Schüssel dünner, ... unappetitlicher Kartoffelsuppe und täglich (gab es) 250 g Brot. ... Die seltenen Abwechslungen des Speisezettels ... waren gefürchtet und wurden trotz quälenden Hungers oftmals stehengelassen. Winzige Stückchen Margarine und einige Zuckerwürfel waren die einzigen ... Lichtpunkte. ...

Diejenigen Lagerinsassen, deren Akten bereits bei dem tschechischen Volksgericht waren, sind ... in einer separierten Baracke mit winzig kleinen Fenstern, völlig getrennt von den übrigen Lagerinsassen, in überfüllten Räumen unter ständiger Bewachung gehalten und nur morgens zu den Waschräumen und lediglich einmal am Morgen und am Abend zu den Klosetts geführt worden, während sonst für 50 oder mehr Personen ein Eimer ausreichen mußte. Diese mit einer Armbinde gekennzeichneten Internierten sind ohne Rücksicht auf Alter, Krankheit oder körperliche Behinderung zu den schwersten und widerwärtigsten Arbeiten herangezogen worden.

Im Januar 1946, während der kältesten und schneereichsten Zeit dieses Winters, sind wir auf dem Zentralfriedhof in Troppau mit der Aushebung eines großen 3 ½ m tiefen Ehrengrabes für die im Landkreis Troppau gefallenen russischen Soldaten beschäftigt worden. Was dabei an Pietätlosigkeit gegen die umliegenden Grabstätten, an sklavenhalterischem Antreiben der fast ausnahmslos aus Beamten, Lehrern, Ärzten, Büroangestellten und Handwerkern bestehenden Erdarbeiter im Durchschnittsalter von 50-55 Jahren seitens der Lagerwachen und der eigens zu diesem Zwecke abkommandierten russischen Soldaten, meist 20jährige Burschen, geleistet worden ist, spottet jeder Beschreibung.

Ich selbst stand einen ganzen Nachmittag buchstäblich nur in Särgen, die an der tiefsten Stelle des Grabes so dicht nebeneinander lagen, daß inzwischen kaum eine Handbreit Erdreich sichtbar war. Dazu das eisige Sickerwasser und für mehr als 100 Erdarbeiter (gab es) nur 2 Krampen, so daß der gefrorene und steinharte Boden nur mit Schaufeln geharkt werden konnte, was natürlich nur langsam vor sich ging und die Wachposten zu wüsten Beschimpfungen und Drohungen veranlaßte.

Die sanitären Zustände waren trostlos, ein hoher Prozentsatz der Lagerinsassen (war) von der Krätze befallen und mit Kleiderläusen behaftet, gegen die man sich bei den Wohnverhältnissen nicht erwehren konnte. Ganz besonders berüchtigt war in dieser Beziehung die Marodenabteilung. Den behandelnden Ärzten fehlte es an Heilmitteln und an Verbandstoffen, so daß die mit offenen Wunden oder Geschwüren Herumgehenden meist Verbände und Umschläge von ekelregendem Aussehen tragen mußten.

Während meiner Anwesenheit im Lager Troppau sind, soviel ich weiß, keine Mißhandlungen mehr vorgekommen, ich kann aber nach den unzweifelhaft verlässlichen Aussagen von Verwandten, Freunden und Bekannten berichten, daß in den Monaten von Juni bis August 1945 im Lager und im Gerichtsgefängnis unzählige unschuldige Menschen in der brutalsten Weise mit Knüppeln blutig geschlagen, ohne jeden Grund geohrfeigt, mit Faustschlägen ins Gesicht bedacht oder bis zur Erschöpfung herumgejagt worden sind.

Ich habe im Jänner/Feber (1946) auf der Marodenabteilung des Lagers Verletzungen gesehen, die einige Lagerinsassen durch unmenschliche Prügeleien insbesondere am Rücken und in der Steißbeingegend davongetragen hatten, die noch nach 6 Monaten als unverheilte eitrige Wunden zur Behandlung standen oder durch die Verkürzung von Muskeln und Sehnen zu einer

kaum noch ... heilbaren Behinderung der Bewegungen des Oberkörpers und des Gehens geführt haben. ...

Am 29. April 1946 bin ich zur Aussiedlung aus dem Lager Troppau entlassen worden. ... Im Gespräch mit ... Tschechen ... (konnte ich) feststellen, daß die unmenschliche und unwürdige, jedem Rechtsempfinden hohnsprechende Behandlung aller Deutschen durch die herrschende Schicht von vielen einsichtigen, maßvollen Tschechen entschieden verurteilt wurde, ebenso wie die Aussiedlung. Diese Leute haben ... mir durch verschiedene Freundlichkeiten und Gut-taten zu beweisen versucht, wie sehr sie das uns widerfahrene Unrecht bedauerten.<<

Zustände im Internierungslager Wagstadt im Juni 1945, Kriegsgefangenschaft in der UdSSR und Rückkehr im September 1946

Erlebnisbericht des L. R. aus der Stadt Wagstadt im Sudetenland (x005/234-237): >>Am nächsten Tage meldete ich mich auf der Gemeinde. Nun kamen wieder Verhöre, Wegnahme des letzten Gepäcks, und gefesselt wurde ich im Kottter hinter dem Rathaus eingesperrt. Hier gab es ein Wiedersehen mit meinem Wandergenossen H., der noch am Sonntag aus Klanten-dorf eingeliefert worden war. Auch eine Anzahl Brosdorfer teilten den Haftraum.

Drei Tage verbrachten wir hier und erhielten täglich eine Scheibe Brot und einen halben Liter Suppe. Die Notdurft verrichteten wir auf einem Kübel, der im selben Raum stand und einmal täglich entleert wurde. Dann kamen wir ins Männerlager in der Oberschule, das unter der dra-konischen Herrschaft des Führers der Stráz K. stand. Wir lagen bis 60 Mann in einem Schul-zimmer in dreistöckigen Betten. Es gab Strohsäcke, aber keine Decken.

Furchtbar eng wurde es, als eine Anzahl von Männern zurückkehrte, die einen Pferdetransport nach Osten gebracht hatten. Um 6 Uhr früh wurde geweckt, im Hof wuschen wir uns, um 1/2 7 Uhr gab es einen dünnen Kaffee und eine Scheibe Brot. Um 7 Uhr standen wir in den Gän-gen, und K. teilte die Arbeiten zu.

Ich kam zur Firma S. zur Sortierung des Eisenlagers. Es war eine schwere Arbeit. In der Mit-tagszeit gab es nichts zu essen. Die anderen Arbeitspartien, die in Privathäusern Möbel räum-ten oder bei Bauern beschäftigt waren, wurden dort verpflegt. Um 5 Uhr wurden wir vom Bri-gadier ins Lager gebracht, dann erfolgte die Zählung und die Ausgabe von 3/4 Liter Suppe und einer Scheibe Brot.

Manche mußten nun noch zusätzliche Nachtarbeit verrichten. Ich gehörte zu ihnen. Die erste Nacht verluden wir bis Mitternacht Heu am Bahnhof. In der zweiten Nacht mußten ich und D. einen gefallenen deutschen Soldaten in einem Privatgarten ausgraben und auf den Friedhof bringen. Nachdem wir nur eine einzige Schaufel hatten, mußten wir den halbverwesten und furchtbar schweren glitschigen Körper mit unseren Händen aus der Grube heben und auf ein Wägelchen laden. Das war die körperlich schwerste Arbeit.

In der dritten Nacht mußten wir Waggons mit Mehl am Bahnhof entladen und ins Gebäude der Kreissparkasse schaffen. Die Tschechen befürchteten, daß die abziehenden Russen das kostbare Mehl requirieren könnten.

Lagen wir um Mitternacht endlich auf unseren Strohsäcken, dann ertönte fast jede Nacht der Ruf "SA ven!", "SS ven!" ("SA raus!", "SS raus!"). Die angetrunkene Wache holte sich zu ihrem Spaß Männer aus den Zimmern, die im Keller verprügelt wurden. Ihr Wehgeschrei hall-te durch das ganze Haus. Um 6 Uhr mußte man wieder raus (zur Zwangsarbeit).

Die Wache bestand nicht aus Wagstädter Tschechen. Es waren Jugendliche und Knechte aus Zeiske, Wischkowitz ... usw. Nur der Kommandant war ein Wagstädter. Warum der so wü-te, ist mir bis heute noch unklar. Er hatte den ganzen Krieg in Wagstadt unbehelligt verbracht, war in den Witkowitz Werken beschäftigt und hat bestimmt keine Not gelitten. Seine Schwester war im Protektorat beschäftigt, sein Bruder Dolmetscher an einer deutschen Dienststelle. Schlecht ist es ihm bestimmt nicht gegangen.

Zweimal war auch ich nachts im Keller, aber beide Male wurde ich vor den größten Mißhandlungen bewahrt, denn ein Wagstädter Tscheche schritt gegen die Mißhandlungen ein. Allerdings wurde ich dabei ganz ausgezogen und verlor meine Kleider mit sämtlichen Ausweisen und Zeugnissen. Ich bekam eine zerlumpte Hose und eine Jacke.

In diesem Straflager waren Deutsche aller Stände, die der NSDAP angehört hatten oder die sich den Unwillen der Tschechen zugezogen hatten. Aber auch Tschechen waren unter den Insassen, die der Kollaboration beschuldigt wurden. Kollaborateure waren auch Tschechen, die irgendwelche Arbeiten gegen Bezahlung ausgeführt hatten, die der Kriegsführung oder dem Luftschutz gedient hatten.

Daneben gab es noch ein Lager in den Baracken des Arbeitsdienstes. Dort waren die Lebensbedingungen und die Behandlung etwas besser. Die Frauen durften ihre Männer am Lagerzaun sehen und sprechen. Die Frauen und Kinder wohnten zusammengepfercht in den abgelegenen Gassen der Stadt. Auch sie mußten sich jeden Morgen beim Arbeitsamt melden und wurden zum Schutträumen und zu Erdarbeiten sowie Reinigungsdiensten eingeteilt.

Sonntag kam. Um 6 Uhr wurde geweckt, und fast alle Männer des Lagers wurden auf die Straßen geschickt, um diese zu reinigen. Weil ich bei dieser Sonntagsbeschäftigung lächelte, sprang mir K. an die Kehle und würgte mich.

Ein Gefangenentransport von deutschen Zivilisten kam durch die Stadt. Der Kommandant der russischen Wachmannschaft kam ins Lager und verlangte 17 Männer, weil diese fehlten. K. suchte diese Männer aus. Es waren sogar mehr Männer, und der Russe besah uns. Dann fragte er, ob ... Männer über 50 Jahre wären. Es meldeten sich einige, und K. mußte sie austauschen. Bei mir und O. bestand er darauf, daß wir mitmußten.

Wir verbrachten die Nacht in einem kleinen Kohlenkeller, und am nächsten Tag gingen wir, über 100 Mann, in zerlumpten Kleidern, viele ohne Eßgeschirr, nach Osten. Im Transport waren auch einige Kriegsgefangene aus der Ukraine, denen wir auf Befehl der Wachsoldaten das erbeutete Gepäck tragen mußten.

Über Mährisch Ostrau, Teschen, Skotschau ging es nach Auschwitz. Besonders zwischen Teschen und Skotschau kamen Polen und deren Frauen an die Straßen, um den bemitleidenswerten Männern Lebensmittel und Wasser zu reichen. Ich kam aber kein einziges Mal zu einem Bissen Brot, denn die Jüngeren ... waren viel rascher. ... Ich wurde dann mit ungefähr 2.000 Häftlingen nach Leningrad verschleppt. ... Wir hatten das 2 Männern, die dem "Freien Deutschland" angehörten, zu verdanken. Der verseuchte Transport wurde vor Petersburg aufgehalten und mußte ins Waldgebiet. Ich verbrachte meine russische Zeit im Lager Kascharowo bei Wyschnij Wolotschjek. Es waren schwere Zeiten, wir hatten viel Hunger, viel Not, aber der Russe prügelte selten.

Im September 1946 war ich wieder in Wagstadt. Mit einem Entlassungsschein aus dem Brünner Quarantänelager war ich mit der Bahn um 4.30 Uhr früh in der Stadt eingetroffen. Es war noch dunkel, aber es kam mir alles bekannt vor. Wie sonst kamen die Arbeiter mit Rädern von den Dörfern herein ... und eilten zum Bahnhof. Sie fuhren zu ihren Arbeitsplätzen in Ostrau und Witkowitz. Als sich dieser Strom verlaufen hatte, fragte ich in dem Fahrradgeschäft am Bahnhof nach der Besitzerin. Ich erhielt eine tschechische Antwort, daß Frau L. nicht mehr da sei.

Unser Haus in der gleichen Straße war verschlossen. An der Haustür hing ein handgeschriebenes Schild, daß ich mit "Volkseigentum" übersetzte. In der Stadt klopfte ich noch an die Fenster zweier Häuser, in denen früher Kollegen gewohnt hatten. Sie standen jedoch leer. Dann legte ich mich im Wald schlafen. ... Später traf ich eine ehemalige Schülerin. Sie führte mich ins Haus und ihre Eltern gaben mir zu essen.

Ich meldete mich ... im Rathaus. Der Entlassungsschein wurde mir abgenommen. Ich erhielt Lebensmittelkarten und eine Wohnungseinweisung in das frühere Arbeitsdienstlager. Dort gab

es eine Menge bekannte Leute, die auf den nächsten Aussiedlertransport warteten. Schon am nächsten Tag arbeitete ich in der städtischen Sandgrube. Die Arbeitslöhne waren hoch, die Arbeiter erhielten täglich 80 Kc. Geld konnte ich gebrauchen, hatte ich doch seit 1945 kein Geld mehr in der Hand gehabt. Bei der Lohnauszahlung erlebte ich eine Enttäuschung. Da wurde mir nur ein Drittel des Lohnes ausbezahlt. Der städtische Baumeister verweigerte die volle Auszahlung des Lohnes, weil ich kein Recht auf Arbeit in einem städtischen Betrieb hätte.

Bei einer späteren Einvernahme sollte ich Aussagen über die Lagerverhältnisse im Jahre 1945 machen. Ich wurde gefragt, ob ich die Leute kenne, die geprügelt hätten. ... Ich machte keine Aussagen, denn erstens kannte ich die Leute der ehemaligen Wache nicht, ... und dann hätte es mir leicht passieren können, daß ich als Zeuge länger festgehalten worden wäre.

Ins Lager kamen immer wieder Leute, die Arbeitswillige suchten. Ich ging nach Groß Olbersdorf in die Kartoffelernte. Die deutschen Bauern waren weg. ... Mein Bauer war ein früherer Ostrauer Arbeiter. Ich bekam außer der ausreichenden Verpflegung 50 Kc täglich. Die Arbeitszeit dauerte von 8.30 Uhr früh bis 21.00 Uhr abends, mit einer halbstündigen Mittagspause. Die Behandlung war gut.

An Essen bekamen wir ein Frühstück, Kaffee und Brot, mittags Suppe, Fleisch und Kartoffeln, nachmittags ein Stück Brot mit Quark oder Wurst, abends gab es Kartoffeln und Milch. Nach dem langen Hungerdasein konnte man sich wieder richtig satt essen. ... Jeden Abend bat der Bauer, ja morgen wieder zu kommen und womöglich mehr Arbeitskräfte mitzubringen. Die Ernte war damals sehr reichlich, aber es fehlte an Pferden und Wagen. ... Der Bauer hatte eine klapperdürre Mähre. ... Fuhrwerke borgte man sich gegenseitig aus.

Im Lager herrschte frohe Stimmung, weil die Aussiedlung bevorstand.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Neu Titschein von Juni bis August 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers J. K. aus Deutsch Jasnik, Kreis Neu Titschein im Sudetenland (x005/237-240): >>Solange die bekannten Tschechen maßgebend waren, war das Verhältnis zu mir nicht übel. Bald bekamen (jedoch) die Fremden die Oberhand. Es bildete sich ein Mistni Narodni Vybor (MNV) = Ortsnationalausschuß mit einem Vorsitzenden an der Spitze. Der hatte die Machtvollkommenheit wie ein Bürgermeister und Ortsgruppenleiter.

Sie forderten von mir, daß von nun an in der Kirche alles tschechisch und nichts mehr deutsch sein müsse. Mein Vorschlag, getrennte tschechische und deutsche Gottesdienste zu halten, wurde abgelehnt. Mein Einwand, eine so wesentliche Änderung der Gottesdienstordnung könnte nur vom Bischof eingerichtet werden, wurde mit der Antwort abgetan, auch (der Bischof in) Olmütz müsse sich jetzt fügen.

Vom 10.6.1945 an war in der Kirche alles tschechisch. Kein Evangelium, keine Vermeldung durfte deutsch gelesen werden, kein Lied, kein Vaterunser, ... nicht einmal bei Begräbnissen, obwohl noch alle deutschen Pfarrkinder da waren und kein tschechisch verstanden. Ferner führte ich allen Amtsverkehr und alle Bücher in tschechischer Sprache. Doch das war nicht genug. Der Pfarrer war noch ein Deutscher, deshalb wollte man mich entfernen und in die Kohlengruben abführen. Durch Vermittlung des Herrn Dechant durfte ich zwar bleiben, aber es mußte ein tschechischer Kaplan kommen. Er kam im September.

Er wurde von uns behandelt, gepflegt, bedient, verköstigt wie ein geistlicher Gast, damit er zufrieden war. Ich überließ ihm die Ordnung des Gottesdienstes, den öffentlichen Amtsverkehr, die Betreuung der tschechischen Pfarrkinder, wie wenn er Pfarrer wäre. Das war noch nicht genug. "Die Pfarrei muß 100 % tschechisch sein", sagte der Herr Predseda.

Am 30.11. abends kam der Predseda, rief mich ins Kaplanzimmer, und da, im Einvernehmen mit dem Kaplan wurde mir im herrischen Ton befohlen, die Pfarrei, Amtsbücher, Schlüssel, kurz alles dem Kaplan zu übergeben. Ich dürfe nichts tun, als Brevier beten und privat die

Messe lesen. Ich protestierte, daß das ohne Auftrag von Olmütz (Bischof) nicht geschehen kann. Der Protest wurde abgetan mit der Antwort, sie wären selbst in Olmütz beim Konsistorium gewesen und wüßten, wie die sich dazu stellen.

Noch abends gegen 10 Uhr wurde mein Wohnzimmer dem Kaplan übergeben, mir wurde ein anderes angewiesen, meine Wirtschaftlerin mußte aus ihrem Zimmer heraus in eine Kammer. Die Zimmereinrichtung aber mußte zurückbleiben. Noch um 10 Uhr abends holten Predseda mit dem Kaplan eine tschechische provisorische Wirtschaftlerin.

Am 1.12. kam ein Gendarm mit einem Mann vom Vybor (Ausschuß) und nahmen alle Pfarreinrichtung, alles lebende und tote Inventar, alle Speisevorräte auf, alles wurde mir abgesprochen und dem Kaplan überwiesen, seinem Gutdünken blieb es anheimgestellt, was er uns zur Benutzung überlassen wollte. Ich erstattete durch Vermittlung eines mir gut bekannten tschechischen Priesters über alles Bericht nach Olmütz ans Konsistorium und forderte eine Entscheidung, ob es diese rechtswidrige Handlungsweise für recht halte. Habe bis heute noch keine Antwort von Olmütz darauf erhalten.

So war ich vom Mistni Narodni Vybor im Einvernehmen mit dem Kaplan auf gewaltsame, allem Recht hohnsprechende Weise, durch Stillschweigen dazu vom Erzbischöflichen Konsistorium gebilligtes Vorgehen aller meiner Pfarrechte und meines privaten und pfarrlichen Eigentums beraubt. Doch das war nicht der Schluß.

Wir hatten nun keine Vorräte mehr. Nur die Kartoffeln, die wir eingekellert hatten, konnten wir benutzen. Sonst hatten wir nur das, was auf die Lebensmittelkarten zu haben war, und das war im Winter 1945/46 nicht viel. Den Weizen, den wir auf unserem Feld gebaut und geerntet hatten, nahm der Kaplan, ließ ihn gegen schönes Weizenmehl eintauschen, wir bekamen davon kein Stäubchen. Er schlachtete eine Ziege, die wir teuer gekauft hatten und fett gefüttert hatten und die 12 Liter Ziegenfett hatte, wir bekamen nichts davon. Von unseren Hühnern bekamen wir kein Ei.

Das Mitbenutzen der Küche war uns unmöglich gemacht. In der Kammer der Wirtschaftlerin stellten wir einen ganz kleinen eisernen Ofen auf, auf dem gerade ein Topf zum Kochen Platz hatte. Wenn sich die Wirtschaftlerin einen Topf aus unserer Küche, wo doch alle Küchengeräte unser waren, holte, um kochen zu können, lief schon der Kaplan oder seine Köchin zur Gendarmerie klagen, daß die deutsche Pfarrwirtin ihnen alles aus der Küche stehle. Alle Zugänge zur Pfarrei verschloß er mit Vorhängeschlössern, so daß wir nicht fort konnten und niemand zu uns herein konnte. Nur die eine Tür zur Kirche konnte ich benutzen. Dadurch waren alle, die zu uns kommen wollten und die fortgingen unter Kontrolle.

Obwohl wir alle Vorräte abgegeben hatten, schickte er immer noch die Gendarmen auf uns, zu kontrollieren und Vorräte suchen, "weil sie immer noch essen". Die ständige Beunruhigung durch die Gendarmen, unter Drohen mit Lager und Volksgericht hatte uns schon ganz verängstigt und krank gemacht. Meine deutschen Pfarrkinder und die mir guten altbekannten Tschechen hätten mir ja gern geholfen, aber das wurde nicht zugelassen.

Am 6.1. gar vermeldete der Kaplan in der Kirche, die Leute sollten nicht zu mir auf die Pfarrei kommen! Die Schikanierung wurde dem Herrn Dechant bekannt, der dann in Olmütz darauf drang, daß dem ein Ende gemacht werde. Ende März wurde der Kaplan versetzt.

Es kam ein anderer Kaplan, der sich persönlich gegen uns anständig benahm, aber das wesentliche der Entrechtung als Pfarrer blieb bestehen, bis ich dann ausgesiedelt wurde.

Die Deutschen mußten auf der linken Seite der Brust ein Abzeichen tragen, und zwar in einem weißen runden Fleck von 15 cm Durchmesser ein "N" aus schwarzem Stoff. Wurde jemand ohne das "N" angetroffen, wurde er grob bestraft. Deutsche durften ohne besondere Erlaubnis den Ort nicht verlassen. ...

Zu bestimmter Abendstunde durfte sich kein Deutscher mehr abends außer Haus zeigen. ... Deutsche durften kein Fahrrad, Motorrad, Bahn oder Kutsche fahren, durften keine Geschäfte,

öffentliche Plätze und Anlagen besuchen. Sie durften Geschäfte nur zu bestimmter Stunde betreten. Fleisch, Milch, Eier und viele andere Lebensmittel waren nur ... für Tschechen. Von den Sendungen der UNRRA haben die Deutschen nichts bekommen. Grund und Boden, Haus und Hof, lebendes und totes Inventar, Wohnung und Einrichtung, Kleidung, Wäsche, Betten, Papiere, Gelder in jeder Form, alles wurde den Deutschen weggenommen. ... Die Deutschen mußten ohne Entlohnung oder für ganz minimale Bezahlung, oft auch ohne hinreichende Kost, für die Tschechen arbeiten.<<